



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Sprachdummheiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Allerhand Sprachdummheiten



Seitdem der Leser zum letztenmal in den grünen Hefen diese Überschrift gesehen hat, ist ziemlich lange Zeit vergangen. Der Begründer und Leiter des Allgemeinen deutschen Sprachvereins triumphirte neulich schon in seinem Vereinsblättchen, die „Sprachdummheiten“ schienen sich „im Sande verlaufen“ zu haben. Das würde ihm natürlich sehr angenehm sein. Denn diese Aufsätze haben ihm ja gezeigt und werden ihm noch weiter zeigen, daß es in unsrer heutigen Schriftsprache eine Menge der schlimmsten Dinge giebt, deren Bekämpfung mindestens ebenso notwendig, wenn nicht notwendiger ist als die der überflüssigen Fremdwörter, für die er aber gar kein Auge hat. Nein, Herr Professor, im Sande verlaufen haben sich die „Sprachdummheiten“ nicht, sie sind nur durch dringende andre Arbeiten eine Zeit lang zurückgehalten worden und sollen von nun an wieder umso munterer fließen.*) An Stoff dazu fehlt es wahrhaftig nicht. Jeder Tag gebiert ja Neues, jeden Tag treten einem, namentlich in den Zeitungen, neue Dummheiten entgegen, und immer finden sich Tausende von Menschen, die sie für schön halten, fast drauf gewartet zu haben scheinen und ihren Sprachschatz sofort damit bereichern. Sie haben eine so kindische Freude an einem neuen Worte, wie ein Junge an einem neuen Schlip; und wie beim Schlip die Jungenhaftigkeit jetzt immer höher ins Mannesalter hinaufdringt — in Leipzig kann man täglich alte, große, dicke Herren minutenlang bewundernd und wählend vor dem Schaufenster eines Schlipsladens stehen sehen! —, so wird auch die Geckerei der neuen Wörter von Leuten mitgemacht, denen man wirklich mehr Verstand zutrauen sollte.

Immer weitere Fortschritte macht z. B. die Dummheit, daß man der guten, richtigen Substantivbildung auf —ung aus dem Wege geht und dafür ein neues Wort unmittelbar aus der Wurzel bildet; das Neueste dieser Art ist: der Entsatz Emin Paschas und der Freispruch des Angeklagten. Der

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit nochmals, daß die kleinen Aufsätze dieser Art, die in der Zwischenzeit in den Grenzboten gestanden haben (unter dem „Maßgeblichen“), nicht von dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ geschrieben waren.

D. Med.

Freispruch des Richters — das hätte Sinn, so könnte man zur Not das freisprechende Urteil nennen; aber die Handlung des Freisprechens kann doch nur Freisprechung heißen, und Entsatz für Entsetzung ist geradezu entsetzlich. Auch die schönen Zusammensetzungen mit —nahme (Parteinahme, Stellungnahme, Bezugnahme, Rücksichtnahme) sind wieder bereichert worden; das Neueste ist Einflußnahme — der Katholizismus will dem Staate keine Einflußnahme auf die Schule gestatten. Sagt denn jemand: Einfluß nehmen? Eine wahre Manie herrscht jetzt, Neubildungen durch Zusammenleimung eines Adjektivs und eines Substantivs zu schaffen. Die Lehrer schwagen von Fremdsprachen, die Buchhändler von Neuerscheinungen und Neuauflagen, die Volkswirtschaftler und Statistiker von Höchstmaßen, Höchstpreisen und Höchstbezügen, Mindestmaßen, Mindestpreisen und Mindestbezügen, die Theater- und Musikschreiber von Erstaufführungen — das ist das Allerneueste! In allen Zeitungen spreizen sich die Herren seit ein paar Monaten damit. Vor einem halben Jahre hieß es noch allgemein: erstmalige Aufführung. Das war genau so dumm wie Erstaufführung, aber etwas Dummes muß es ja sein! Nur das Einfache, Natürliche und Vernünftige: erste Aufführung — das wird um keinen Preis geschrieben.

Freilich, diese Erstaufführungen sind nur eine von den unzähligen Allbertheiten, die in Theater- und Musikberichten wie Pilze aus der Erde schießen. Was sollen die armen Schlucker auch immer schreiben! Es ist ja Tag für Tag dasselbe. Wenn sie zwanzigmal dasselbe mit denselben Worten gesagt haben, es muß ihnen ja selber zum Ekel werden! Der einzige Spaß, den sie noch dabei haben, ist der, daß sie für den hundertmal aufgetischten Quark immer wieder nach neuen Ausdrücken suchen. Und ich glaube, sie lesen ihre Sachen gegenseitig sehr aufmerksam, denn sowie einer wieder etwas Neues erfunden hat, schreiben die andern alle nach, bis es nach ein paar Monaten auch wieder abgebraucht ist. Manches hält sich aber doch auch länger. Zu den „Brillant“ der heutigen Kunst- und Musikschreibersprache gehören die Darbietungen und das Können. Früher sagte man Aufführung, Leistung, Fähigkeit — das sind alles abgestandene Wörter; jetzt heißt es nur noch: die Darbietungen des diesjährigen Pensionskonzertes — die gelungenste Darbietung des Festabends — das Konzert lieferte einen glänzenden Beweis für das musikalische Können des Vereins — die Sängerin entfaltete ihr ganzes Können — folgendes Gedicht mag das Können des Dichters veranschaulichen. Es kann einem ganz übel dabei werden. Wenn ein Klavierlehrer öffentlich seine Schüler vorgeführt hat, so spricht der Musikschreiber nicht von Lehrer und Schülern — o bewahre; die Schüler heißen Eleven, und der „Herr“ Lehrer heißt — Klavierpädagoge! Das hätte ich erfunden? Nein, seht nur hinein in die Musikzeitungen und in die Musikschreiberei der Tagesblätter, da wimmelt es von Klavierpädagogen,

wenn auch die Stunde nur fünfzig Pfennige kostet; Klavierlehrer giebt es gar nicht mehr. Der dicken Frau Bäckermeisterin oder Fleischermeisterin schmeichelt es natürlich nicht wenig, wenn sie im Blättchen liest, daß ihre Tochter eine Clavin ist und von einem Klavierpädagogen unterrichtet wird. Auch Gesangspädagogen giebt es schon, nur Geigen- und Posaunenpädagogen fehlen noch. Gespielt, gesungen, vorgetragen, aufgeführt wird bei solchen Darbietungen schon lange nicht mehr; jetzt wird nur noch interpretirt. Die Albernheit stammt aus den Wagnerkreisen. Interpretiren heißt ja erklären, erläutern, auslegen. Die Wagnernarren suchen nun den Leuten weiszumachen, die Musik Wagners sei so tiefsinnig, daß sie dem gewöhnlichen Menschenverstande nicht einfach vorgespielt, sondern erklärt, erläutert werden müsse, und die Rolle des Erläuterers, des Interpreten hat — die Opernsängerin, oder vielmehr die dramatische Sängerin, wie es jetzt heißt. O du Narrenwelt!

Aber, wie gesagt, auch Leute, denen man etwas mehr Verstand zutrauen sollte, als gewerbsmäßigen Musikschriftstellern, spreizen sich gar zu gern mit überflüssigen neuen Ausdrücken für eine alte Sache. So erscheinen jetzt Bücher nicht mehr mit Bildern, Abbildungen oder Illustrationen, nein, mit — graphischen Darstellungen. Graphisch — das ist auch so eine herrliche neue Erfindung. Geographisch, orthographisch, kalligraphisch und telegraphisch — das ist gar nichts, aber graphisch „ohne alles,“ graphische Künste, graphische Gewerbe, graphisches Institut, graphische Darstellungen — das ist großartig! Denken nur die guten Leute gar nicht dran, daß sie sich mit solchen Neubildungen, die die große Masse anstaunt, aber nicht versteht, schaden können? Einer Druckerei wird es nie an Aufträgen fehlen, ob ein graphisches Institut immer welche hat, ist mir zweifelhaft. In Leipzig wurden kürzlich die „in den graphischen Gewerben beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen“ zu einer Versammlung eingeladen. Wie viele mögen wohl gekommen sein? Was weiß eine Vogensängerin davon, daß sie eine „in den graphischen Gewerben beschäftigte Arbeiterin“ ist? Oder weiß sie es? Schwillt vielleicht auch ihre Brust schon stolz bei dem Worte graphisch, wie die eines Kunstgewerbemuseumsdirektors oder eines Kunstgewerbeschuldirektors? Als ich zum erstenmale auf einem Buchtitel von graphischen Darstellungen las, glaubte ich naturwissenschaftliche oder medizinische Beobachtungskurven oder etwas ähnliches in dem Buche zu finden; aber es waren Bilder, ganz gewöhnliche Bilder. Ist das nicht zu dumm?

Letzten Sommer berichteten die Zeitungen wiederholt von abgestürzten Touristen. Bisher hatte man herab- oder herunterstürzen, hinab- oder hinunterstürzen gesagt, je nachdem man sich selbst oben oder unten stehend dachte. In den Bergen sagt man wahrscheinlich abstürzen. Der gebildete Zeitungsschreiber muß nun doch zeigen, daß er „dort gewesen“ ist, er würde

sich ja gar nicht „alpin“ ausdrücken, wenn er einen Touristen hinabstürzen ließe! Setzt liest man aber auch schon von Eisenbahnschaffnern, die beim Coupiren der Billets abgestürzt sind.

Ich könnte noch seitenlang so fortfahren. Die Zeitungen sind voll von Albernheiten, wie erstrangigen Feuerversicherungsgesellschaften, einwandfreien Augenzeugen, in allen Apotheken erhältlichen Heilmitteln, höchstinstanzlich entschiednen Fragen, vollinhaltlich bestätigten Aussagen u. s. w. Aber dergleichen kommt und geht wieder, es lohnt kaum der Mühe, drauf aufmerksam zu machen. Ich will lieber versuchen, in meinen frühern Weg wieder einzulenken, und noch eine Reihe der schlimmsten Fehler und Geschmacklosigkeiten besprechen, die sich in unserm Satzbau festgesetzt haben oder festzusetzen drohen.

Ich hatte zuletzt einige der verbreitetsten Fehler in den Relativsätzen besprochen, z. B. die thörichte Einbildung, daß man bei mehreren parallelstehenden Relativsätzen mit dem Pronomen wechseln müsse (der und welcher), während gerade das Gegenteil das Richtige ist. Hier will ich wieder anknüpfen. Mit Beschämung denke ich an einen Relativsatz zurück, den ich selbst in jüngern Jahren einmal verbrochen habe und mit dem ich lange geneckt worden bin; ich hatte in einer offiziellen Vita geschrieben: Mit zehn Jahren wurde ich in die unterste Klasse der Kreuzschule in Dresden aufgenommen, der ich dann acht Jahre lang als Schüler und fast ebensolange als Alumnus angehört habe. Also du hast acht Jahre lang in der Sexta gefessen! hieß es.

Dieser Fehler wird sehr oft gemacht; wer aufpaßt, kann ihn täglich lesen. Es wird ein Relativsatz angeschlossen an ein Attribut zu einem Hauptworte, am häufigsten an einen abhängigen Genetiv, z. B. jüngere Söhne von Bauernhöfen, die auf den ältesten übergehen — Bestellungen auf das deutsche Wörterbuch, das auch lieferungsweise bezogen werden kann, werden in allen Buchhandlungen angenommen — der Dichter dieses Weihnachtscherzes, der vortrefflich inszenirt war — das letzte Werk des russischen Erzählers, der es seiner Freundin Biardot-Garcia in die Feder diktirte u. s. w. Am störendsten wird der Fehler, wenn die beiden Hauptwörter gleiches Geschlecht haben, oder wenn sie beide im Plural stehen, oder wenn das eine ein Femininum ist und das andre im Plural steht, z. B. Bindewald hat interessante urkundliche Mitteilungen aus der hessischen Zeit Schupps gebracht, die noch mannichfacher Aufklärung bedarf. Auch in dem letzten Falle merkt man erst ganz am Ende des Satzes, daß sich das Relativpronomen die auf Zeit und nicht auf Mitteilungen bezieht. Aber nicht bloß dann, wenn eine falsche Beziehung möglich ist und durch diese vielleicht ein komischer Sinn entstehen kann — wie in der Zeitungsnachricht: der linke Arm des Werschwundenen, der sich vermutlich heruntreibt, ist gelähmt —, sondern auch dann, wenn durch den Wechsel des Geschlechts oder des Numerus eine falsche

Beziehung unmöglich gemacht wird, sind solche Relativsätze nicht gut. Es sind auch solche Sätze schlecht, wie: den Anlaß dazu gab mir eine mündliche Mittheilung Strodtmanns, der mich im Sommer 1873 in Göttingen besuchte — in allen Herzen hatten die lichtvollen Ausführungen des Redners, der durch seinen Eifer für die Sache der evangelischen Vereine bekannt ist, einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Solche Verbindungen sind schlecht aus einem dynamischen Grunde. Es verhält sich nämlich mit der Anziehungskraft und Tragkraft der Wörter ganz ähnlich wie mit der des Magneten. Ein Magnet trägt ein Stück Eisen von einer gewissen Größe ganz gut; er trägt auch noch ein zweites, wenn es ihm an einer andern Stelle angehängt wird. Versucht man aber das zweite Stück Eisen an das erste zu hängen, so fallen sie beide herab. So trägt ein Substantivum ganz bequem ein abhängiges Attribut, einen abhängigen Genetiv; sowie noch etwas Weiteres angehängt werden soll, z. B. ein Relativsatz, so kann es immer nur wieder unmittelbar an den Magneten selbst, d. h. an das tragende, nicht an das abhängige Substantiv gehängt werden. Mit andern Worten: jeder Relativsatz, der auf eine derartige Verbindung zweier Substantive folgt, wird unwillkürlich hinaufgezogen, hinaufgerissen möchte ich sagen, nach dem ersten der beiden Substantive. Ganz deutlich merkt man das beim Sprechen. Das erste Substantiv hat den Ton, es steht im Vordergrund, es klingt fort, klingt über das abhängige Substantiv hinaus, das unbetont im Hintergrunde bleibt. Wenn ich also höre: der Tod des trefflichen Mannes, dem — so kann mit dem schlechterdings nur der Tod gemeint sein; wenn der Redner nun fortfährt: wir so viel zu verdanken haben, so wird Unsinn fertig. Aber es braucht, wie gesagt, gar kein Mißverständnis möglich zu sein; ein so schweres Satzglied wie einen Relativsatz an ein Wort, das selbst getragen wird, anhängen zu wollen ist unter allen Umständen ein Fehler — das wird und muß jeder fühlen, für den der Satzbau noch etwas mehr ist als ein bloßes äußerliches Zusammenleimen.

Etwas andres ist es, wenn das Attribut oder der abhängige Genetiv betont oder sonstwie in den Vordergrund gerückt wird. Dann erhält er nicht nur die Kraft, den Relativsatz zu tragen, sondern es kann sogar der Fall eintreten, daß das, was ich soeben als das einzig richtige hingestellt habe, zum Fehler wird, z. B. in folgenden Sätzen: ich würde das für einen der härtesten Unfälle halten, der je das Menschengeschlecht betroffen hat — Leipzig ist eine der wenigen Großstädte, in der eine solche Einrichtung noch nicht besteht. In diesen Fällen, beim sogenannten partitiven Genetiv, hat das einer, eine, eines nicht den geringsten Ton, das Hauptwort ist vielmehr der abhängige Genetiv. Es ist aber auch ein logischer Fehler, den Relativsatz an einen anzuschließen; denn die Eigenschaft, die der Relativsatz angebt, haftet doch nicht bloß an dem einen aus der Menge herausgehobenen, sondern an allen, aus denen das eine herausgehoben wird. Es kann und darf also nur heißen:

einer der härtesten Unfälle, die je das Menschengeschlecht betroffen haben — eine der wenigen Großstädte, in denen eine solche Einrichtung noch nicht besteht.

Ein recht gemeiner Fehler, dem man oft begegnet, ist der, daß an einen Relativsatz ein zweiter Nebensatz mit und angeschlossen wird, worin aus dem Relativum in das Demonstrativum oder in das Personalpronomen umgesprungen oder sonstwie schludrig fortgefahren wird, z. B. eine Schrift, die er auf seine Kosten drucken ließ und sie umsonst unter seinen Anhängern austeilte — die hochgewachsenen Disteln waren ihm so viel feindliche Köpfe, unter denen er manchmal grausam wütete und sie mit seinem Stabe einen nach dem andern herunterhieb — ein Bauer, mit dem ich über Feuerversicherungsgesellschaften sprach und ihm meine Bewunderung dieser trefflichen Einrichtung ausdrückte — am Schlusse gab Herr W. Erläuterungen über die Vorzüge der Neuklaviatur, welche letztere (!) übrigens in der hiesigen Akademie für Tonkunst bereits eingeführt ist und der Unterricht auf derselben mit bestem Erfolg betrieben wird — er entwendete verschiedene Kleidungsstücke, die er zu Gelde machte und sich dann heimlich von hier entfernte — es geht das auch aus dem Testamente hervor, welches ich abschriftlich beifüge und von fernern Nachforschungen absehen zu können glaube, und ähnliches. Es ist klar, daß hier durch und nur gleichartige Sätze verbunden werden können. Geht also ein Relativsatz voraus, so muß unbedingt auch ein Relativsatz folgen, die Kraft der Relativkonstruktion wirkt über das und hinaus fort. Es muß also in dem ersten Beispiel heißen: und umsonst austeilte, im zweiten: und die er herunterhieb — im dritten: und dem ich meine Bewunderung ausdrückte; in den letzten beiden Beispielen ist der Anschluß eines Parallelsatzes überhaupt unmöglich, weil der Begriff, auf den sich das Relativpronomen beziehen müßte, in dem zweiten Satze gar nicht wiederkehrt; es kann nur heißen: worauf er sich heimlich entfernte — sodaß ich absehen zu können glaube. Nicht einmal im Gespräch sollte solche Nachlässigkeit vorkommen, geschweige denn im schriftlichen Ausdruck. Freilich findet sie sich auch bei unsern größten Schriftstellern, z. B. gar nicht selten bei Goethe. Aber über den Irrtum muß man doch endlich hinauskommen, daß ein Sprachfehler dadurch gerechtfertigt werden könne, daß er sich gelegentlich auch bei großen Schriftstellern findet. Aus unsern Klassikern ließe sich mit Leichtigkeit eine ganze Grammatik des Falschen und Häßlichen zusammenstellen; deshalb bleiben sie doch immer unsre großen Klassiker. Die Tausende und Abertausende aber, die keine Klassiker sind und doch schreiben, die weiter nichts aufzuweisen haben als ihr bißchen Technik, die alles der Sprache verdanken, die für sie „dichtet und denkt,“ die haben doch allen Anlaß, mit der Sprache so sauber und gewissenhaft als möglich umzugehen. Durch Sprachhudelei allein wird noch niemand zum Klassiker.

Ein anderer, eben so gemeiner Fehler ist es, wenn man zwei Relativsätze mit einander verbindet, ohne das Relativpronomen zu wiederholen, obwohl der eine der beiden Sätze mit dem Akkusativ, der andere mit dem Nominativ anfängt, z. B. die diesjährige Festschrift, die G. Bötticher verfaßt hat und von Kleinmichel mit entsprechenden Schildereien versehen worden ist — die Veranlassung zu dem Titel ist dem kleinen Gedicht entnommen, das man auf S. 95 findet und hier angeführt sein möge. Der Fehler gehört in die große Klasse jener Dummheiten, die dadurch entstehen, daß ein Wort gar nicht als etwas Lebendiges, Sinn- und Inhaltsvolles, sondern bloß als eine Reihe von Buchstaben angesehen wird — also kurz gesagt: durch das Papierdeutsch. Es giebt solche gedankenlose Zusammenziehungen der verschiedensten Art. Da verbindet einer ein aktives Plusquamperfektum mit einem hatte, das den Besitz ausdrückt: Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet und wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Künstler — ein anderer ein passives Plusquamperfektum mit einem war, das eine Eigenschaft angiebt: er war vor kurzem ins Dorf gezogen und ein kleiner, kugelrunder Mann, ein dritter ein Femininum mit einem Plural: die Analyse der Gestalten und Kunst Shakespeares — im Kreise seiner Gattin und Kinder — durch ihre Thaten und Umgebung an das Vaterland — die Bühne, die keine Dekoration und Kulissen kannte — zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer — trotz der fremdländischen Szenerie und Lebensverhältnisse u. s. w. Alle solche Verbindungen sind Anzeichen einer so unentwickelten Logik, daß jeder leidliche Quintaner darüber hinaussein müßte. Und doch kündigte dieser Tage ein Universitätsprofessor einen Vortrag an über die Verbreitung und Ursachen der Lungenschwindsucht!*)

Mit Widerstreben wende ich mich von den Relativsätzen zu einigen andern Arten von Nebensätzen. Denn was mir da zuerst entgegentritt, ist ja die entsetzliche und geradezu schmachvolle Verwirrung, die jetzt im Deutschen in dem Gebrauche der beiden Modi herrscht: des Indikativs und des Konjunktivs. Auf nichts wird in dem Sprachunterricht unsrer höhern Schulen so viel Zeit verwendet, wie auf die Moduslehre im Lateinischen und im Griechischen. Wie werden die Zungen gequält durch Spezimina und Exemplaralien, jahrelang, bis sie alle Feinheiten in der Anwendung der lateinischen und griechischen Modi begriffen haben! Wie viel Hunderte von Beispielen müssen sie dazu übersetzen! Aber in seiner ganzen Schulzeit, von der Sexta bis hinauf zur Prima, erfährt der Junge nicht ein einzigesmal etwas Ordentliches darüber, wo er in seiner Muttersprache einen Indikativ zu setzen habe,

*) Derartige Verbindungen sind nicht um ein Haar besser, als: geo- und arithmetisch, oder: teils aus Frömmig-, teils zum Zeitvertreib, oder: das wird mir ewig denk- und gegenwärtig bleiben.

und wo einen Konjunktiv. Ein Wunder ist es nicht, daß man da in jeder Zeitungsspalte und auf jeder Seite eines neuen Buches der klüglichen Unwissenheit, Unsicherheit und Ratlosigkeit begegnet. Von dem einfachen, jedem Knaben begreiflich zu machenden Gesetze, daß in Aussagesätzen (oder Inhaltsätzen oder Objektssätzen oder wie man sie nun nennen will) nur eine Thatsache, eine wirkliche Thatsache in den Indikativ gesetzt werden kann, aber auch gesetzt werden muß, dagegen alles, was bloß gedacht, gemeint, geglaubt, angenommen, geschlossen, gefolgert, behauptet, erklärt, versichert, überliefert, berichtet, erzählt wird, wovon man bloß überzeugt ist, was bloß zu sein scheint, was bloß zu beweisen versucht wird u. s. w., durch den Konjunktiv ausgedrückt werden muß, wie wenige haben davon einen klaren Begriff! Wir müssen uns geradezu vor jedem Ausländer schämen, der über diese Dinge in unsrer Sprache nach einer Regel sucht. In unsrer heutigen Sprache findet er keine. Und wenn er unsre heutigen Schriftsteller um Auskunft fragte, sie würden wahrscheinlich alle mit den Achseln zucken, sie haben ja selber keine Ahnung davon, sie brauchen ja selber die Sprache halb wie im Traume. Er würde aber auch manchen deutschen Lehrer vergebens um Auskunft fragen. Wie oft müssen sich Ausländer, die gern ein anständiges Deutsch sprechen und schreiben lernen möchten, mit der albernen Redensart abspießen lassen, das Deutsche habe in diesem Punkte „große Freiheit,“ eine bestimmte Regel könne man darüber nicht geben, das eine sei richtig und auch das andre. Den Ausländer ergreift natürlich stets das höchste Staunen ob dieser „großen Freiheit.“ Viel erstaunlicher aber ist die Unwissenheit des Lehrers, der solche Auskunft giebt.

Aussagesätze wie folgende kann man täglich schockweise lesen: der jugendliche Sinn wird zu der Meinung genötigt, daß alles Sprachwesen Willkür und Gedächtnisfache ist — der Glaube, daß wir vor der Geburt schon dawaren — wer die Überzeugung hat, daß Gutes und Schönes auch heute noch geschaffen werden kann — man nimmt an, daß dieser Mitarbeiter der N. Zeitung identisch ist mit — jeder würde von einer Privatsammlung, die in den fünfziger Jahren genannt wurde, annehmen, daß sie heute nicht mehr besteht — man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich Karl August damals in Weimar befand — man ist geneigt, anzunehmen, daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß zu der Novelle gab — von dem Stücke, das Cornelia kritisirte, möchten wir annehmen, daß es der Laune des Verliebten sehr ähnlich gewesen ist — Marx sagt, daß keine neue Gesellschaft ohne die Geburtshilfe der Gewalt entsteht — von glaubwürdiger Seite wird uns versichert, daß die Stimmung sehr flau war — in Berliner Künstlerwerkstätten geht noch heute die Überlieferung, daß Rauch im Verhältnis zu seinen Schülern nicht immer der große Mann gewesen ist, als den ihn die Nachwelt preist, daß Neid und Eifersucht ihm

nicht fremd waren, und daß er, solange er Macht und Einfluß besaß, niemand neben sich aufkommen ließ, u. s. w. In allen diesen Sätzen muß unbedingt der Konjunktiv stehen. Und wenn eine Meinung noch so annehmbar, eine Annahme noch so wahrscheinlich, eine Überzeugung noch so fest ist — es sind doch keine Thatsachen. Selbst das ist falsch: ihm ist es eine ausgemachte Thatsache, daß alles äußere Glück nur dem Zufall zu verdanken ist. Denn was nur „ihm“ eine Thatsache ist, das ist eben auch nur eine Meinung. Ist es wahr, daß Luther die Stufen der Peterskirche knieend erstiegen hat? — wie kann man so dumm fragen! Der Sinn ist doch: Ist es wahr, was behauptet wird, was erzählt wird, daß Luther u. s. w.

Ganz toll ist es, solche Inhaltssätze selbst dann noch in den Indikativ zu stellen, wenn in dem regierenden Satze die Meinung oder Behauptung ausdrücklich verneint wird, als falsch, als übertrieben, als unbewiesen oder dergleichen hingestellt wird, z. B. ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist — wir sind nicht der Ansicht, daß man die bestehende Welt willkürlich ändern kann — es kann nicht zugegeben werden, daß der große Zuzug der Bevölkerung die Ursache der städtischen Wohnungsnot ist — wir sind nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sich durch die Mitgift der Frau zu der Heirat bewegen ließ — aus dieser Tabelle läßt sich keineswegs der Schluß ziehen, daß die Kost dürftig zusammengesetzt ist — daß der sozialistische Geschäftsbetrieb in diesen Industrien möglich ist, hat noch niemand bewiesen — die R. Zeitung geht zu weit mit der Behauptung, daß die beiden vorigen Sessionen des Landtages unfruchtbar gewesen sind — es liegt nicht der leiseste Anhalt vor, daß eine neue Revision des Gesetzes beabsichtigt ist — ich will damit nicht sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet — man kann unmöglich behaupten, daß Herr M. und Frau Sch. hervorragende Kräfte sind u. s. w.

Man hat von einem Genetivschwund im Deutschen gesprochen. Man kann leider auch von einem Konjunktivschwund sprechen. In beiden Fällen handelt sich um tiefsitzende organische Krankheiten, an denen, wenn keine Regeneration möglich ist, in absehbarer Zeit hier ein Kasus, dort ein Modus unsrer Sprache vollständig zu Grunde gehen wird. Wo wir schon so weit sind, daß die gesamte deutsche Geschäftswelt kein Gefühl mehr hat für Sprachrohheiten wie: Carl Wilhelm Schulze Nachfolger oder gar Verlag der Schneiderschen Buchhandlung Nachfolger — eine Verbindung, bei der man sich unwillkürlich an den Kopf greift, um zu sehen, ob man auch seine fünf Sinne noch beisammen habe — da ist das Schlimmste zu befürchten. Nicht viel anders aber steht es mit dem Konjunktiv.

Verhängnisvoll ist dabei noch folgende Zugabe. Wenn der Schreibende den guten Willen hat, einen richtigen Konjunktiv zu setzen, so entsteht nun wieder

neue Ratlosigkeit über die Wahl des Tempus. Auch das gehört zu den Dingen, über die der Ausländer niemals ordentliche Auskunft erhält, weil der Deutsche keine zu geben weiß. In der Schule lernt der Junge in den fremden Sprachen die genauesten Regeln über die sogenannte *consecutio temporum*, im Deutschen spukt aber auch hier wieder die „große Freiheit,“ da soll es ganz gleichgültig sein, ob man schreibe sei oder wäre, habe oder hätte, stehe oder stünde. Und doch läuft auch diese „Freiheit“ wieder zum guten Teil auf Unwissenheit und Willkür hinaus. Man höre doch nur, wie Leute aus dem Volke, wenn sie ein Erlebnis erzählen, die sogenannte indirekte Rede brauchen, welches Tempus sie setzen, wenn sie den Inhalt eines Gespräches angeben, das sie mit jemand geführt haben (ich sagte, er sagte). Wird man da wohl das leiseste Schwanken im Tempus gewahr? Fällt es irgend jemand ein, in die Nebensätze ein Präsens zu bringen? Mit der größten Sicherheit und Gewandtheit erzählt auch der niedrigste Mann minutenlang: er sagte, er wäre — ich sagte, ich müßte. Ein Präsens im Nebensatz würde einem ganz unnatürlich und unerträglich vorkommen. Genau so schrieb man aber auch früher. Wer Gelegenheit hat, thue einmal einen Blick in amtliche Protokolle aus dem achtzehnten Jahrhundert und sehe, ob er einen einzigen Konjunktiv des Präsens drin findet; immer heißt es: der Herr Geheimbderat entgegnete, er hätte, er wollte, er würde u. s. w., niemals: er habe, er wolle, er werde. Es ist also klar, daß auch das Deutsche von Haus aus seine strenge *consecutio temporum* gehabt hat, die erst in neuerer Zeit in der Papiersprache in Verwirrung gebracht worden ist. Der Konjunktiv des Präsens erscheint vielen jetzt als feiner, und so haben sie ihn auch dahin getragen, wo er gar nicht hingehört, hinter ein regierendes Tempus der Vergangenheit. Wir sind schon so an diese Verwirrung gewöhnt, daß sie kaum noch auffällt.

Eine Grenze hat sie aber doch, und damit komme ich nun wieder zu einer richtigen Sprachdummheit. Der Konjunktiv des Präsens hat nämlich nur zwei Formen, in denen er sich vom Indikativ des Präsens unterscheidet: die zweite und die dritte Person des Singular; in allen übrigen Formen stimmen beide überein. Nur das Zeitwort sein macht eine Ausnahme, es hat einen durchgeführten Konjunktiv des Präsens: ich sei, du seiest, er sei u. s. w. Die Formen, in denen der Konjunktiv als Konjunktiv nicht erkennbar ist, weil er sich vom Indikativ nicht unterscheidet, haben also nur theoretischen Wert, sie stehen als Füllsel in der Grammatik, aber irgendwelche praktische Bedeutung haben sie nicht, sie müssen alle durch den Konjunktiv des Imperfekts ersetzt werden. Das geschieht denn auch in der lebendigen Sprache ganz regelmäßig, so regelmäßig, daß es geradezu ein Unsinn ist, wenn unsre Grammatiken lehren: Conj. praes.: ich trage, du tragest, er trage, wir tragen, ihr traget, sie tragen. Vernünftigerweise sollten solche Sprach-

gespenster gar nicht in der Grammatik stehen, es sollte einfach gelehrt werden: Conj. praes.: ich trüge, du tragest, er trage, wir trügen, ihr trüget, sie trügen. Dieser Gebrauch steht so fest, daß er sogar dann gilt, wenn das regierende Verbum ein Präsens ist, also — gegen die consecutio temporum. Man schlage Lessing auf, und man wird die Regel überall aufs genaueste beobachtet finden. Nicht selten springt er scheinbar regellos zwischen dem Konjunktiv des Präsens und dem des Imperfekts hin und her; sieht man aber näher zu, so sieht man, daß das Imperfekt nur dazu dient, den Konjunktiv erkennbar zu machen — ganz wie in der lebendigen Sprache. Nun vergleiche man einmal damit die klägliche Hilflosigkeit unsrer heutigen Papiersprache! Da wird geschrieben (ich will das Richtige immer gleich in Klammern danebensetzen): es ist eine Lüge, wenn man behauptet, daß wir die Juden nur angreifen (angriffen!), weil sie Juden sind — wie oft wird geklagt, die Diener des Staates und der Kirche bringen (brächten!) von der Universität nicht die genügende Vorbildung für ihren Beruf mit — wir hören fortwährend die Klage, daß unsre Dichter keine so volkstümlich ansprechenden Dinge an den Tag bringen (brächten!) wie die französischen — von dem Gedanken, daß in Lothringen ähnliche Verhältnisse vorliegen (vorlägen!) wie in Posen, muß ganz abgesehen werden — es giebt noch heute gutgesinnte Leute, die ganz ernstlich der Meinung sind, daß die Nationalliberalen, indem sie sich von der Fortschrittspartei trennten, 1866 das deutsche Reich haben (hätten!) begründen helfen — Falb sucht nachzuweisen, daß dadurch atmosphärische Hochfluten, die Sturm, Gewitter und Niederschläge zur Folge haben (hätten!), bewirkt werden (würden!) — es wird mir vorgeworfen, daß ich die ursprüngliche Reihenfolge ohnehin reichenden Grund verlassen habe (hätte!!!) — H. Grimm geht von der Voraussetzung aus, daß ich den Unterricht in der neuern Kunstgeschichte an der Berliner Universität bekrittelt habe (hätte!!!) — der Verfasser ist der Meinung, das Verbrechen müsse als gesellschaftliche Erscheinung betrachtet und bekämpft werden, zu seiner Ergründung müssen (müßten!) die reichen Ergebnisse der Gesellschaftswissenschaft berücksichtigt werden — in dem Gutachten wird darauf hingewiesen, daß die Erhebungen sehr wenig brauchbare Anhaltspunkte bieten (böten!) u. s. w. Ja selbst nach einem Tempus der Vergangenheit wird geschrieben: es geschah dies auf das Drängen einheimischer Wähler, die vorstellten, daß Protestprogramme in den Dörfern nicht mehr ziehen (zögen!) — durch die Städte und Dörfer eilte die Schreckenskunde, daß Haufen französischer Freischärler den Rhein überschritten haben (hätten!) und sich sengend und brennend über das Land ergießen (ergössen!) — ich hatte ihr bei der letzten Besprechung gesagt, ich begreife (begriffe!) sehr wohl, daß unser Verhältnis nicht wieder angeknüpft werden könne u. s. w. Die Verfasser aller dieser Sätze haben ohne Zweifel die redliche Absicht gehabt, einen Konjunktiv hinzuschreiben. Aber sie

haben alle — der Himmel weiß, infolge welches kläglichen Unterrichts, den sie genossen haben —, jenes Papiergespenst erwischt, das in unsern Grammatiken als Konjunktiv des Präsens figurirt, aber keiner ist. Er hat ein tragisches Los, unser armer Konjunktiv!

(Fortsetzung folgt)



Thermidor



Das Schauspiel des raffiniertesten unter den französischen Bühnenschriftstellern der Gegenwart, das acht Tage lang das Staatsschiff der französischen Republik dank der Unentschlossenheit ihrer gegenwärtigen Machthaber wie ein hilfloses Wrack auf stürmisch erregten Wellen hin- und hergeschleudert und beinahe zum Scheitern gebracht hatte, ist am 10. März auch im Berliner Lessingtheater zum erstenmal aufgeführt worden, obwohl Sardou diese Aufführung nach den lärmenden Vorgängen in Paris aus übertriebenem patriotischen Zartgefühl ausdrücklich untersagt hatte. Wenn in Paris schon ein im großen und ganzen ziemlich wahrheitsgetreues Stimmungsbild aus den Tagen des Thermidor 1794 die Köpfe, die für und wider schrien, zu den tollsten Ausschreitungen erhitze hatte, trotzdem daß das Schauspiel nicht über zwei Aufführungen hinaus gekommen war — wessen mußte der feinfühligste Franzose, der bisher nur nach dem Grundsatz Pecunia non olet gehandelt hatte, erst von den Berlinern gewärtig sein, die doch sicherlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen würden, jede Anspielung, die etwa auf Persönlichkeiten und Zustände der gegenwärtigen Republik zu deuten wäre, mit demonstrativem Beifall zu begrüßen! Aber der Protest Sardous, der den üblichen Tribut, den deutsche Theaterdirektoren ohne Kenntnis der wie die Raze im Sack gekauften Stücke zu zahlen pflegen, bereits vor Jahr und Tag eingestrichen hatte, blieb erfolglos. Der Direktor des Lessingtheaters bestand auf seinem Schein wie Schylock, und er lief dabei nicht einmal Gefahr, sich in das eigne Fleisch zu schneiden, weil er eines Publikums sicher sein konnte, das er drei Jahre lang durch Vorführung der zügellosten französischen und deutschen Sittendramen zu einer Duldsamkeit herangezogen hat, die beinahe auf Entäußerung jedes eignen Urteils und jeder nationalen Regung hinausläuft.

Es handelt sich dabei meist nur um das so ziemlich feststehende Publikum einer ersten Vorstellung, das, wie die Verhältnisse in Berlin nun einmal